



Die Rollen von Mann und Frau in den Religionsgemeinschaften und ihr Umgang mit Religiosität

Forschungsergebnisse aus ausgewählten Projekten des Nationalen Forschungsprogramms «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» (NFP 58)

Inhalt

- 5 Vorwort von Prof. Christoph Bochinger
- 6 Interview mit Anna-Katharina Höpflinger: «Die öffentliche Debatte versachlichen»

Teil I: Wertewandel, Geschlecht und Religiosität

- 8 Frauen sind religiös aktiver und spiritueller als Männer
- 10 Die Schweizer Gesellschaft wird immer liberaler
- 12 Interview mit Prof. Jörg Stolz: «In vielen Religionen gibt es Gruppierungen, die Frauen ausschliessen»
- 14 Jüdische Gemeinden im Umbruch

Teil II: Geschlechterrollen und Integration

- 17 Gleichstellung, Religion und Integration: Ein gordischer Knoten
- 18 Muslime sind besonders von Grenzziehungen betroffen
- 21 Interview mit Brigit Allenbach und Sarah Beyeler: «Eine Öffnung gegenüber Frauen dürfte mit der nächsten Generation eintreten»
- 24 Interview mit Prof. Martin Baumann: «Immigration als Chance für Frauen»

Teil III: Rechtliche Fragen und Religion in der Schule

- 26 Der säkulare Staat in der Zwickmühle
 - 28 Erfahrungsbericht einer Lehrerin mit Kopftuch
-
- 30 Impressum



23.06.2011, Freiburg. Traditionelle Fronleichnamprozession. (© Mélanie Rouiller)

Vorwort

Religion und Gleichstellung – ein kompliziertes Thema

Das vorliegende fünfte Themenheft des Nationalen Forschungsprogramms «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» (NFP 58) widmet sich dem Themenkreis Religion, Geschlecht und Integration. Dazu gibt es sehr unterschiedliche Resultate im NFP 58: Zum einen bemühen sich die in der Schweiz präsenten Religionsgemeinschaften fast durchgängig um die Gleichstellung der Geschlechter. Gleichzeitig gibt es in allen Religionsgemeinschaften Gruppen, die Frauen gegenüber sehr konservativ eingestellt sind.

Das Bemühen um die Gleichstellung lässt sich gemäss den Forschenden unter anderem damit erklären, dass die Religionsgemeinschaften die zentrale Bedeutung dieser Frage für die Schweizer Gesellschaft erkannt haben. Wie die Studie von Prof. Jörg Stolz belegt, wurde der Zusammenhang zwischen Religion und Gleichstellung in den vergangenen Jahrzehnten für die Schweizer Bevölkerung immer wichtiger. Das belegt auch das Projekt von Prof. Janine Dahinden. So dient das Argument der Gleichstellung Schweizer Jugendlichen dazu, Grenzen zwischen sich und anderen Jugendlichen, besonders aus islamischen Kontexten, zu ziehen.

Daneben gelangten mehrere Projekte des NFP 58 zum Ergebnis, dass zum Beispiel Muslime häufig viel modernere Vorstellungen über die Rollenteilung zwischen Frauen und Männern haben, als gedacht wird. Andererseits haben Frauen in manchen religiösen Gruppierungen, besonders in zugewanderten, weniger Handlungsmöglichkeiten als Männer. Die Einwanderung in die Schweiz kann für ausländische Frauen die Chance sein, eigenständiger zu werden als sie es in ihren Herkunftsländern waren. Dies zeigt die Studie von Prof. Martin Baumann. Das Rollenverständnis zwischen Mann und Frau birgt auch ein gewisses Konfliktpotenzial im Verhältnis zwischen Staat und Religionsgemeinschaften, wie Prof. René Pahud de Mortanges belegt.

Das NFP 58 zeigt schliesslich auch, dass Frauen religiöser sind als Männer. Gemäss der Studie von Prof. Jörg Stolz erklärt sich dies mit der religiösen Tradition: Da Religion in der Schweiz früher eher Frauensache war, sind Frauen statistisch gesehen auch heute noch religiöser als Männer. Religiosität scheint also mit traditionellen weiblichen Rollenverständnissen in Familie und Gesellschaft einherzugehen.

Das vorliegende Themenheft trägt diese Resultate zusammen. Es zeigt, dass vieles nicht nur schwarz und weiss ist, sondern dass es zahlreiche Schattierungen gibt.

Professor Christoph Bochinger, Präsident der Leitungsgruppe des NFP 58

Interview mit Anna-Katharina Höpflinger
«Die öffentliche Debatte versachlichen»

Religion und Geschlecht sind keine fixen Grössen, sondern unterliegen stetem Wandel, sagt Anna-Katharina Höpflinger, eine der Verantwortlichen des NFP 58-Querschnittsprojekts «Uncovering Gender». Dieses fokussiert auf die geschlechterspezifischen Resultate in den NFP 58-Projekten. Im Interview erklärt die Forscherin, warum es in der Diskussion über Religion und Geschlecht wichtig ist, unterschiedliche Sichtweisen zu berücksichtigen.

Anna-Katharina Höpflinger, welche Aspekte sind wichtig, wenn man über Geschlecht und Religion sprechen will?

Ein wichtiger Punkt ist, dass Religion und Geschlecht keine klar definierten Grössen sind. Zum Beispiel verändern sich Ansichten über Religion und Geschlecht mit der Zeit und der Gesellschaft. Auch jede Kultur hat andere Vorstellungen. Zudem darf man nicht vergessen, dass die vollständige Gleichstellung in der Schweiz – das belegen Studien – keine Realität ist, auch wenn wir das oft annehmen. Die Thematik ist vielschichtig.

Was heisst das konkret?

Dass man in der Diskussion mit Vorteil auch andere Aspekte als Religion oder Geschlecht in Betracht zieht. Zum Beispiel beeinflussen die Bildung, die ethnische Herkunft oder das soziale Umfeld eine Person ebenso wie die Religion oder das Geschlecht. Dies haben einige Studien des NFP 58 sehr gut gezeigt.

Gibt es Resultate im NFP 58, die Sie überrascht haben?

Ich finde spannend, dass viele Projekte Interaktionsprozesse untersucht haben, etwa die zwischen Religion, Geschlecht und Integration. Überrascht hat mich beispielsweise, dass Akteure in Religionsgemeinschaften öffentliche Debatten sehr bewusst verfolgen und versuchen, sich entsprechend anzupassen.

Wie wird die öffentliche Debatte derzeit geführt?

Mir fällt auf, dass Religion und Geschlecht nach wie vor fixe Konstrukte sind. Man redet von ‚dem‘ Islam, ‚der‘ Frau oder ‚dem‘ Mann. Mit diesen Konstrukten gerät man schnell in Pauschalisierungen. Wenn man sich fragt, was eigentlich ein Mann oder eine Frau ist, merkt man, dass es unterschiedliche Vorstellungen gibt. Verstärkt wird dies durch die Globalisierung von Religion und durch Migrationsbewegungen. Aus diesen Gründen ist es wichtig, in der gesellschaftlichen Debatte nicht nur über, sondern auch mit unterschiedlichen Beteiligten zu reden.



07.12.2011, Ecublens. Eine buddhistische Nonne betet in der Pagode Chua Linh Phong mit der Gebetskette «Mala» in den Händen. (© Mélanie Rouiller)

Teil I: Wertewandel, Geschlecht und Religiosität

Überblick

Frauen sind religiös aktiver und spiritueller als Männer

Frauen interessieren sich stärker für Spiritualität als Männer. Ausserdem nehmen sie häufiger an religiösen Aktivitäten teil. Eine Ausnahme bilden jüdische und muslimische Gemeinschaften, in denen die Männer aktiver sind als die Frauen. In vielen Religionsgemeinschaften haben Frauen heute den gleichen Zugang zu verantwortungsvollen Positionen wie Männer.

Frauen in der Schweiz sind insgesamt religiöser als Männer. Zu diesem Schluss kommt eine Studie des NFP 58 (siehe Kasten auf Seite 9). Gemäss den Forschenden ist dies historisch bedingt: Religion war lange Zeit Frauensache. Zudem stellen die Forschenden einen Zusammenhang zwischen Erwerbstätigkeit und Religiosität fest. Erwerbstätige – das sind auch heute mehrheitlich Männer – sind weniger religiös.

Der Geschlechterunterschied zeigt sich bei alternativen Formen von Spiritualität besonders stark. So glauben deutlich mehr Frauen (16 Prozent) als Männer (4 Prozent) an Wiedergeburt, Heilung durch Engel oder kosmische Energien. Frauen interessieren sich auch stärker für Praktiken wie Meditation, Yoga oder Hypnose. Besonders offen für diese alternativen Formen von Spiritualität sind Frauen zwischen dem vierzigsten und sechzigsten Lebensjahr. Männer dagegen sind wesentlich häufiger (15 Prozent) säkular eingestellt als Frauen (5 Prozent). Das bedeutet, sie halten Religion für unwichtig oder sogar problematisch. Es gibt aber auch Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern. Aus den Befragungen des NFP 58 geht hervor, dass es unter den Christinnen und Christen genauso viele Männer wie Frauen gibt, die überzeugte und engagierte Kirchenmitglieder sind.

Teilnahme an religiösen Aktivitäten. Überzeugung und Engagement allein scheinen jedoch nicht zur Teilnahme an religiösen Ritualen und Aktivitäten zu motivieren. Die Forschenden des NFP 58 konnten zeigen, dass in vielen Religionsgemeinschaften – so etwa bei evangelischen und katholischen Christen, Hindus oder Buddhisten – mehrheitlich Frauen an religiösen Ritualen und Aktivitäten teilnehmen. Ihr Anteil liegt zwischen 60 und 70 Prozent. Für Juden und Muslime gilt diese Regel nicht. In den Moscheen und Synagogen engagieren sich im Durchschnitt mehr Männer als Frauen, was sich mit der Tradition dieser Religionsgemeinschaften erklärt.

Stellung der Frau. Nicht in allen religiösen Gemeinschaften können Frauen in gleichem Masse verantwortungsvolle Positionen einnehmen wie Männer. Bei allen untersuchten Religionsgemeinschaften – also bei Christen, Juden, Muslimen, Buddhisten und Hindus – gibt es aber Gruppierungen, in denen Frauen wichtige Ämter bekleiden können.

Bei den Landeskirchen weisen die protestantische und die christkatholische Kirche Strukturen auf, die für Frauen besonders vorteilhaft sind. Die katholische Kirche ist insofern weniger offen, als sie Frauen nicht zum Priesteramt zulässt. Das grösste Ungleichgewicht gibt es gemäss den Forschenden bei gewissen konservativen Freikirchen. Manche von ihnen vertreten ein Frauenbild wie es vor etwa hundert Jahren in unserer Gesellschaft vorherrschte (siehe Interview auf Seite 12).

Bei den Juden findet sich ein breites Spektrum. Es reicht von sehr liberalen Gemeinden, in denen Frauen dieselben Funktionen einnehmen können wie Männer, bis zu ultra-orthodoxen Gruppierungen mit sehr konservativen Geschlechterbildern. Auch innerhalb der muslimischen Gemeinschaften gibt es grosse Unterschiede. Während die meisten sunnitischen Gemeinschaften und die Ahmadis ein eher traditionelles Frauenbild haben, sind die Frauen zum Beispiel bei den Aleviten den Männern weitgehend gleichgestellt. Bei den Buddhisten und Hindus nehmen Frauen in den meisten untersuchten Gemeinschaften die gleichen Positionen ein wie die Männer.

Das Forschungsprojekt «Religiöse Gemeinschaften in der Schweiz: Eigenschaften, Aktivitäten, Entwicklung»

Die Forschungsgruppe unter der Leitung von Prof. Jörg Stolz hat untersucht, wie sich die verschiedenen religiösen Gemeinschaften in der Schweiz unterscheiden. Die Forschenden haben zunächst alle lokalen religiösen Gemeinschaften in der Schweiz erfasst. Danach haben sie 1040 Verantwortliche dieser Gemeinschaften telefonisch befragt.

Leitung der Forschungsgruppe: Prof. Jörg Stolz, Universität Lausanne

Mitarbeit: Dr. Christophe Monnot und Dr. Laurent Amiote-Suchet, Universität Lausanne

Kontakt: joerg.stolz@unil.ch

Schlussbericht: www.nfp58.ch → Projekte → Formen religiösen Lebens

Geschlechterrollen und Sexualnormen

Die Schweizer Gesellschaft wird immer liberaler

Werte wie Gleichberechtigung und Selbstbestimmung sind in den letzten Jahrzehnten in der Schweiz wichtiger geworden. Auch was die Sexualität und neue Familienmodelle angeht, sind die Schweizerinnen und Schweizer heute liberaler eingestellt.

In den letzten Jahrzehnten hat die Schweiz einen tiefgreifenden Wertewandel erfahren, wie die Forschenden eines NFP 58-Projekts zeigen (siehe Kasten auf Seite 13). Die Akzeptanz neuer Familienmodelle, von Homosexualität oder vorehelichem Sex nimmt mit jeder Generation zu. Traditionelle Rollenbilder vom Mann, der arbeitet und der Frau, die zu Hause bleibt, stossen zunehmend auf Ablehnung.

Glaube weniger wichtig. Parallel zu dieser Liberalisierung verliert die Religion an Bedeutung. Während der Glaube für die heute über 70-Jährigen auch in jungen Jahren zentral war, hat er für die jüngeren Generationen an Bedeutung verloren.

Die Forschungsgruppe unterscheidet bei den Schweizer Christen vier Religiositätstypen: Institutionelle, Distanzierte, Alternative und Säkulare. Während die Institutionellen als gläubige Christen aktiv am Kirchenleben teilnehmen, messen die Distanzierten ihrer Konfessionszugehörigkeit wenig Bedeutung bei. Die Alternativen haben esoterische Glaubensansichten. Die Säkularen stehen der Religion gleichgültig gegenüber oder lehnen sie sogar ab.

In Bezug auf Rollenverteilung und Sexualnormen lassen sich beachtliche Unterschiede zwischen den Religiositätstypen feststellen. Vergleichsweise konservativ sind die Institutionellen, zu denen auch freikirchliche Christen zählen. Viele von ihnen lehnen Homosexualität ab und sprechen sich gegen Sex vor der Ehe aus. Mit einer traditionellen Rollenaufteilung zwischen Mann und Frau ist bei den Institutionellen rund jeder sechste einverstanden. Bei den Alternativen befürwortet dagegen nur ein Prozent eine traditionelle Rollenaufteilung. Die Einstellungen der Distanzierten und Säkularen liegen zwischen diesen beiden Positionen.



12.11.2011, Zürich. Jugendliche nehmen am Sabbath an einer Diskussion im jüdischen Zentrum Hashomer Hatzair teil. (© Mélanie Rouiller)

Interview mit Prof. Jörg Stolz

«In vielen Religionen gibt es Gruppierungen, die Frauen ausschliessen»

Eine Forschungsgruppe des NFP 58 hat herausgefunden, dass Frauen zwar religiöser sind als Männer, es aber in vielen Religionsgemeinschaften Gruppierungen gibt, die Frauen gegenüber sehr konservativ eingestellt sind. Der Leiter der Forschungsgruppe, Prof. Jörg Stolz, bemerkt jedoch eine Öffnung konservativer Gruppierungen. Im Interview erklärt er diesen Wandel.

Jörg Stolz, wie erklären Sie sich, dass Frauen religiöser sind als Männer?

Ein Teil der Erklärung liegt bei der Sozialisierung. Früher waren Religiosität und Religion eher Sache der Frau. So sind bei den Christen heute vor allem ältere Frauen religiös. Einen anderen Teil der Erklärung liefert die Erwerbstätigkeit. Erwerbstätige Personen sind weniger religiös. Da auch heute noch mehr Frauen im Haushalt arbeiten als Männer, sind sie religiöser. Es gibt aber Bereiche, in denen die Sozialwissenschaften noch keine Erklärung für die Geschlechterunterschiede gefunden haben.

Welche Bereiche meinen Sie?

Vor allem die alternative Spiritualität. Wir wissen noch nicht, warum sich Frauen viel stärker für Esoterik, Hypnose, alternative Heilverfahren und dergleichen interessieren. Manche Forschende vermuten eine biologische Veranlagung. In den Sozialwissenschaften suchen wir aber nach anderen Erklärungen.

Wie kommt es, dass Frauen nirgendwo so wenig Verantwortung übernehmen können wie in den konservativen Freikirchen?

Innerhalb der Freikirchen gibt es grosse Unterschiede. Einige konservative Gemeinschaften wie die Gemeinde für Christus, das ist der ehemalige Evangelische Brüderverein, haben ein Frauenbild bewahrt, wie es in der Gesellschaft vor etwa hundert Jahren vorherrschte. Legitimiert werden diese Geschlechterunterschiede in den Freikirchen mit Bibelstellen, die besagen, dass sich die Frau dem Mann unterordnen soll, zum Beispiel Epheser 5, Vers 22-24.

Haben die konservativen Freikirchen den gesellschaftlichen Wandel der letzten Jahre nicht mitgemacht?

Wir können eine leichte Öffnung feststellen, sie geht aber viel langsamer voran als in der Gesellschaft. Dies gilt neben der Gleichstellung der Geschlechter übrigens auch für die Homosexualität. Das Thema ist für viele konservative Freikirchen nach

wie vor tabu – oder aber Homosexualität wird als durch den Glauben zu heilende Krankheit aufgefasst.

Ihre Studie zeigt, dass Muslime Frauen gegenüber weniger konservativ eingestellt sind als generell vermutet wird. Hat Sie das überrascht?

Nicht unbedingt. Wir wissen aus anderen Studien, dass die Medien oft ein verzerrtes Bild des Islams vermitteln. Über Schweizer Muslime, die meist aus wenig religiös geprägten Regionen wie dem Balkan stammen, wird kaum berichtet. Interessanter war für uns, dass es in verschiedenen religiösen Traditionen – im Islam, im Judentum und auch im Christentum – Gruppen gibt, die Frauen gegenüber geschlossen sind. Dennoch werden vor allem Muslime mit Geschlechterungleichheit in Verbindung gebracht. Es gibt aber zum Beispiel auch ultra-orthodoxe jüdische Gemeinden mit konservativen Geschlechterbildern.

Warum wird das Frauenbild ultra-orthodoxer Juden weniger kritisiert als das von Muslimen?

Die weltpolitische Bedeutung des Islams, Al-Kaida, 9-11 und weitere Konflikte spielen sicher eine Rolle. Hinzu kommt die Einwanderung aus muslimischen Ländern, die Ängste in der Bevölkerung auslöst. Die SVP hat diese Angst in der Minderwertdebatte aufgenommen und mit Themen wie der Gleichstellung der Geschlechter verbunden. Zudem sind die Juden insgesamt besser in die Schweizer Gesellschaft integriert und wissen sich gegen einseitige oder stereotypisierende Darstellungen besser zu wehren als die muslimischen Gemeinschaften.

Das Projekt «Religiosität in der modernen Welt: Bedingungen, Konstruktionen und sozialer Wandel»

Die repräsentative Studie kam zum Resultat, dass sich die Schweizer Bevölkerung immer mehr von der Religion distanziert.

Leitung der Forschungsgruppe: Prof. Jörg Stolz, Universität Lausanne und Prof. Judith Könemann, Universität Münster

Mitarbeit: Dr. Mallory Schnewly Purdie und Thomas Englberger, Universität Lausanne; Dr. Michael Krüggeler, Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut, (SPI) St. Gallen

Kontakt: joerg.stolz@unil.ch

Schlussbericht: www.nfp58.ch → Projekte → Formen religiösen Lebens

Jüdische Gemeinden im Umbruch

Der von den Forschenden des NFP 58 beobachtete Wertewandel in der Schweiz zeigt sich auch bei den religiösen Minderheiten. Anhand der Schweizer Jüdinnen und Juden lässt sich dies gut illustrieren.

In den 1960er und 1970er Jahren genossen die Jugendlichen in der Schweiz immer grössere Freiräume. Dies wirkte sich auch auf junge Jüdinnen und Juden aus. Immer mehr von ihnen begannen, die konservative Führung der sogenannten Einheitsgemeinden in Frage zu stellen. In den 1970er Jahren entstanden erste liberale Reformgemeinden. Heute prägen diese zusammen mit den konservativen Einheitsgemeinden das Bild des Judentums in der Schweiz.

Gemischte Ehen ohne Ausgrenzung. Der Erfolg der jüdischen Reformgemeinden lässt sich gemäss den Forschenden vor allem auf ihre liberale Haltung gegenüber heiklen Themen wie Mischehen oder Konversion zurückführen. Im traditionellen Judentum sind religiöse Trauungen nur erlaubt, wenn beide Ehepartner jüdisch sind. Mit der Säkularisierung und Individualisierung der Gesellschaft hat die Mischehenquote im Judentum stark zugenommen und liegt heute bei 50 Prozent. Die traditionellen Einheitsgemeinden reagierten auf gemischte Ehepaare lange mit Ausgrenzung. Die Forschenden beobachteten aber, dass sie seit kurzem versuchen, Mischehenfamilien stärker zu integrieren. Die Einheitsgemeinden stellen jedoch hohe Anforderungen, besonders an nicht-jüdische Ehefrauen. Bei einem Übertritt zum orthodoxen Judentum müssen sich die Frauen verpflichten, einen koscheren Haushalt zu führen und die Sabbatruhe einzuhalten. Dies verhindert häufig die Integration gemischter Ehepaare in die Einheitsgemeinden.

Die reformjüdischen Gemeinden bemühen sich hingegen seit langem um die Integration nicht-jüdischer Familienmitglieder. So nehmen sie beispielsweise nicht-jüdische Kinder in das Judentum auf, sogar wenn die nicht-jüdischen Mütter keinen Übertritt anstreben. Jüdinnen und Juden, die in Mischehen leben, sind heute häufig bereit, in freien Gemeinschaften ein jüdisches Leben nach ihren Bedürfnissen zu gestalten.

Berufung zur Rabbinerin. Einen Wertewandel in der jüdischen Gemeinschaft der Schweiz beobachten die Forschenden auch in Bezug auf die Stellung der Frau in den Gemeinden. Während Frauen bis in die 1970er Jahre fast vollständig von religiösen Aktivitäten wie Gottesdiensten oder Betgemeinschaften ausgeschlossen waren, sind Mann und Frau in den liberalen Gemeinden heute gleichgestellt. Das

wohl deutlichste Zeichen dafür ist die Berufung zur Rabbinerin, die seit 1972 möglich ist. Die Forschenden stellen auch in den orthodoxen Einheitsgemeinden eine Veränderung fest. Diese stellen beispielsweise besondere Betsäle für gemischte Betgemeinschaften zur Verfügung. In den ultra-orthodoxen Gemeinschaften bleiben Frauen aber nach wie vor von Gottesdiensten, offiziellen Funktionen und Abstimmungen ausgeschlossen.

Homosexualität als Tabuthema. Etwas weniger deutlich zeigt sich der Wertewandel in der jüdischen Gemeinschaft, wenn es um Homosexualität geht. Im öffentlichen jüdischen Diskurs bleibt das Thema gemäss den Forschenden weitgehend tabu. Die liberalen Gemeinden zeigen sich zwar prinzipiell offen gegenüber den Anliegen von Schwulen und Lesben, und die Hochzeit gleichgeschlechtlicher Paare ist grundsätzlich möglich. Eine solche Trauung wurde aber nach Auskunft der Gemeinden noch nie verlangt.

Das Forschungsprojekt «Judentum im Wandel: Religionswandel und gesellschaftspolitische Orientierungen der Juden in der Schweiz»

Die Forschungsgruppe hat untersucht, wie sich das jüdische Leben in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten individualisiert und säkularisiert hat. Die Forschenden haben zentrale Veränderungen und Konflikte erfasst und analysiert. Dazu zählen etwa Konversion, Mischehen, Gegensätze zwischen liberalen und orthodoxen Juden sowie Spannungen zwischen Integration und Selbstbehauptung. Neben der Analyse schriftlicher Quellen haben die Forschenden Interviews mit Rabbinern und anderen Vertretern jüdischer Gemeinden geführt.

Leitung der Forschungsgruppe: Dr. Daniel Gerson, Universität Basel

Mitarbeit: Sabina Bossert, Madeleine Dreyfus, Leonardo Fridmann, Valérie Rhein, Isabel Schlerkmann, Universität Basel

Kontakt: danielgerson@bluewin.ch

Schlussbericht: www.nfp58.ch → Projekte → Religiöse Vielfalt und Schweizer Gesellschaft



05.12.2009, Genf. Schiitische Muslimin nach dem Gebet. (© Mélanie Rouiller)

Teil II: Geschlechterrollen und Integration

Überblick

Gleichstellung, Religion und Integration: Ein gordischer Knoten

Die Frage nach der Gleichstellung von Männern und Frauen in Religionsgemeinschaften ist vielschichtiger als es auf den ersten Blick erscheint.

Im Strassenbild der Schweiz gehören muslimische Frauen mit Kopftuch zum Alltag. Dennoch wirft dieses Kleidungsstück Fragen auf: Ist es ein religiöses Bekenntnis? Steht es für die Unterdrückung der Frau? Oder ist es, ganz im Gegenteil, ein feministisches Statement? Wie passen moderne junge Frauen mit Kopftuch zu den in Massenmedien präsenten Bildern verhüllter Personen in schwarzen Tschadors oder blauen Burkas? Wie zu politischen Debatten über Gleichstellung und Integration?

Das Verhältnis zwischen der Sicht der betroffenen Frauen, stereotypen Klischees und öffentlichen Diskussionen über Religion, Gleichstellung und Integration ist nicht einfach zu bestimmen. In der öffentlichen Debatte wird oft vergessen, dass Fragen nach der Gleichwertigkeit und der Gleichstellung der Geschlechter nicht nur an nicht-christliche, sondern auch an christliche Gemeinschaften und säkulare Schweizer Institutionen gestellt werden sollten, wie die Studien auf den folgenden Seiten zeigen.

Neben Sichtbarem wie der Kleidung können auch blossе Annahmen über Geschlechterrollen in einer Religion oder Kultur Abrenzungsmechanismen erzeugen. So stellten Forschende fest, dass Schweizer Jugendliche Grenzen zwischen sich und anderen ziehen, wenn sie glauben, dass die Religion oder Kultur der anderen die Frauen benachteiligt. Die Jugendlichen gehen dabei pauschal davon aus, in der Schweiz herrsche totale Geschlechtergleichheit, was gemäss zahlreichen Studien nicht der Fall ist. Gleichzeitig nehmen sie ebenso pauschal an, in manchen Kulturen und Religionen seien Frauen benachteiligt. Besonders betroffen von dieser Abgrenzung sind Musliminnen und Muslime (siehe Seite 18).

Wie die Forschenden feststellten, unternehmen manche religiöse Gemeinschaften Anstrengungen, Frauen stärker in ihre Institutionen zu integrieren, weil sie erkannt haben, dass sie so eher als Schweizer Institutionen akzeptiert werden (siehe Seiten 12 und 21). Andere halten an einem traditionellen Rollenverständnis fest. Beides lässt sich in Migrantengemeinden ebenso beobachten wie in Religionsgemeinschaften, die seit jeher in der Schweiz präsent sind.

Muslime sind besonders von Grenzziehungen betroffen

Wie eine Forschungsgruppe des NFP 58 feststellt, ziehen Schweizer Jugendliche Grenzen zwischen sich und anderen, weil sie glauben, die Religion oder Kultur der anderen benachteilige die Frauen. Für die Frauen ist es nicht nur vorteilhaft, dass man für sie Partei ergreift.

Religion und Ethnizität können für Jugendliche wichtige Kriterien sein, um Grenzlinien zwischen sich und anderen zu ziehen. Vor allem Musliminnen und Muslime sowie Jugendliche aus dem Balkangebiet sind von starken Grenzziehungen betroffen, wie eine Forschungsgruppe des NFP 58 zeigt (siehe Kasten).

Pauschalisierung. Warum gerade diese beiden Minderheiten betroffen sind, erklären die Forschenden damit, dass die Schweizer Jugendlichen ihnen eine Benachteiligung der Frauen unterstellen. Während sie pauschal davon ausgehen, in der Schweiz herrsche Gleichstellung, nehmen sie ebenso pauschal an, im Islam würden Frauen unterdrückt. Die Grenzlinie zwischen den Schweizern und den muslimischen Jugendlichen ist so verfestigt, dass deren Versuche, die Vorurteile mit Argumenten zu widerlegen, meist chancenlos sind.

Für manche Musliminnen kann es gemäss den Forschenden hilfreich sein, dass man für sie Partei ergreift. Viele Frauen leiden aber nicht unter einer tatsächlichen Geschlechterungleichheit. Hingegen sind sie von den Pauschalisierungen genauso betroffen wie Männer: Verfestigte Vorstellungen der Schweizer Gesellschaft von der Geschlechterordnung im Islam drängen die Frauen wie die Männer in eine defensive Position.

Die Forschenden beobachteten, dass die Schweizer Jugendlichen bei dieser Grenzziehung teilweise nicht zwischen der Religion und der Nationalität unterscheiden. Sichtbar ist das etwa bei den Albanern, von denen viele Muslime, andere dagegen katholische Christen sind. Als Beispiel nennen die Forschenden eine junge katholische Albanerin, die beabsichtigte zu heiraten. Als sie dies ihren Berufsschulkolleginnen mitteilte, waren diese sofort überzeugt, die Albanerin werde zwangsverheiratet – ein Vorwurf, der in der öffentlichen Debatte sonst eher Muslimen gemacht wird. Die Argumente der jungen Frau, sie heirate aus Liebe und die Heirat sei ihr ausdrücklicher Wunsch, wurden gar nicht zur Kenntnis genommen.

Betonung der eigenen Werte. Die muslimischen Jugendlichen begegnen solchen fixen Vorstellungen, indem sie ihre Religion und Kultur positiv darstellen. Bei-

spielsweise begegnen sie dem Vorwurf, sie hätten keine sexuellen Freiheiten, mit dem Argument, vor der Ehe gar keinen Sex haben zu wollen, sogar wenn ihnen dies erlaubt wäre, da solche Werte das dauerhafte Bestehen von Familien und Ehen garantierten. Manche betonen auch die Gemeinsamkeiten mit den Schweizer Jugendlichen. Sie argumentieren, auch sie gingen abends gerne aus und seien für die Gleichberechtigung der Geschlechter. Diese Strategien sind gemäss den Forschenden aber nicht immer erfolgreich, weil die Jugendlichen weiter auf Vorurteile treffen. Manche reagieren auf die Grenzziehung deshalb auch mit Rückzug.

Das Forschungsprojekt «Religion und Ethnizität – eine Untersuchung mit jungen Erwachsenen»

Die Forschungsgruppe unter der Leitung von Prof. Janine Dahinden hat untersucht, wie Jugendliche Religion und Ethnizität verstehen und wie sie diese Elemente verwenden, um zwischen sich und anderen zu unterscheiden. Es zeigte sich, dass bei dieser Grenzziehung Religion und Ethnizität eine wichtige Rolle spielen. Die Studie konzentrierte sich auf die Kantone Neuenburg und Luzern.

Leitung der Forschungsgruppe: Prof. Janine Dahinden, Universität Neuenburg; Prof. Karenina Kollmar-Paulenz, Prof. Doris Wastl-Walter, Universität Bern

Mitarbeit: Kerstin Duemmler und Joëlle Moret, Universität Neuenburg

Kontakt: janine.dahinden@unine.ch

Schlussbericht: www.nfp58.ch → Projekte → Jugendliche, Schule und Religion



05.12.2009, Genf. Schiitische Frauen in einer Wohnung, die als Moschee dient. (© Mélanie Rouiller)

Interview mit Brigit Allenbach und Sarah Beyeler
 «Eine deutliche Öffnung gegenüber Frauen dürfte mit der nächsten Generation eintreten»

Wie zwei Studien des NFP 58 zeigen, gehen zugewanderte Religionsgemeinschaften unterschiedlich mit der Forderung nach Geschlechtergleichheit um. Während sich die einen Frauen gegenüber öffnen, führen andere traditionelle Geschlechterbilder fort und versuchen, diese der Gesellschaft näher zu bringen. Die Ethnologinnen Brigit Allenbach und Sarah Beyeler erklären diese unterschiedlichen Strategien im Interview.

Brigit Allenbach, Ihre Studie zeigt, dass sich zugewanderte Religionsgemeinschaften für die Gleichberechtigung öffnen. Wie äussert sich das?

Brigit Allenbach: Gleichberechtigung ist für zugewanderte Religionsgemeinschaften nichts Neues oder Unbekanntes. Im Sozialismus des ehemaligen Jugoslawiens war Gleichstellung beispielsweise ein wichtiges Thema. In den von uns untersuchten Gemeinschaften haben wir gesehen, dass es intensive Bemühungen gibt, Frauen einzubeziehen und sich als moderne Organisation darzustellen.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Brigit Allenbach: Ein von uns befragter albanischer Imam wünscht sich, dass seine Moschee ein Treffpunkt für Frauen wird. Das ist bemerkenswert, da bisher vor allem ältere Männer regelmässig in die Moschee gingen. Frauen besuchen sie eher bei besonderen Anlässen. Als weiteres Beispiel möchte ich einen Priester eines tamilischen Hindutempels anführen, der Frauen zu Priesterinnen ausbildet. Auch alle Kasten sind bei ihm zur Priesterausbildung zugelassen. Beides ist neu.

Sarah Beyeler, Sie haben die muslimische Gemeinschaft der Ahmadis untersucht. Wie verhält es sich dort?

Sarah Beyeler: Wir haben keine bewusste Öffnung gegenüber Frauen festgestellt. Die Ahmadis unterscheiden zwischen der Gleichrangigkeit in geistigen Belangen und der Gleichwertigkeit im Alltag, wo Frauen und Männer über unterschiedliche Rechte und Pflichten verfügen. Vor Gott sind Männer und Frauen gleich. Frauen verfügen über die gleichen spirituellen Fähigkeiten und erhalten für gute Taten dieselbe Belohnung. Für schlechte Taten folgen auch die gleichen Konsequenzen.

Und wie sieht es im Alltag aus?

Sarah Beyeler: Bei der Rollenverteilung im Alltag beziehen sich die Ahmadis stark auf den Koran und leiten daraus unterschiedliche Aufgaben und Pflichten für

Frauen und Männer ab. Diese entsprechen aber einer Idealvorstellung. Im Alltag sind oft pragmatische Lösungen nötig, die nicht unbedingt der vorgeschriebenen Rollenteilung entsprechen.

Warum halten die Ahmadis dennoch an der traditionellen Rollenteilung fest?

Sarah Beyeler: Die Ahmadis sind sich des vorherrschenden Islamdiskurses und des Vorwurfs, der Islam benachteilige die Frauen, sehr bewusst. Sie setzen aber nicht auf Öffnung, sondern auf den Dialog mit der Gesellschaft. In ihren Augen bewahrt die traditionelle Rollenteilung die Frauen davor, sich mit Männeraufgaben zu übernehmen. Ihr Geschlechterbild soll zu einer gesünderen Gesellschaft führen. Von dieser Argumentation wollen sie die Schweizer Gesellschaft überzeugen. Sie versuchen, die negativ wahrgenommenen Eigenschaften ins Positive zu wenden, um die eigene Gemeinschaft aufzuwerten.

Ist die Strategie des Dialogs erfolgreich?

Sarah Beyeler: Der Dialog hilft auf jeden Fall, gewisse Anliegen auf lokaler Ebene umzusetzen. Zum Beispiel organisierte die Ahmadi-Gemeinschaft 2005 im Thurgau eine Informationsveranstaltung zum geplanten Bau eines Gemeinschaftszentrums. Die Veranstaltung trug dazu bei, dass die Thurgauer Bevölkerung auf Einsprachen gegen das Zentrum verzichtete. Die Grenzen zwischen der Mehrheitsgesellschaft und den Ahmadis als muslimische Minderheit bleiben aber bestehen, auch was Zuschreibungen in Bezug auf Geschlechterbilder betrifft.

Brigit Allenbach, nimmt die Schweizer Gesellschaft die Öffnung der von Ihnen untersuchten Religionsgemeinschaften wahr?

Brigit Allenbach: Verschiedene Studien zeigen, dass Aussenseiter meist an den schlechten Beispielen gemessen werden und nicht an den guten. Das gilt sicher auch für die Schweiz. Von daher wird die Öffnung eher nicht wahrgenommen.

Wie passen die unterschiedlichen Resultate Ihrer beiden Untersuchungen zusammen?

Brigit Allenbach: Die Feststellung, dass Frauen in religiösen Institutionen vermehrt Aufgaben übernehmen, sagt nichts über das Geschlechterbild einer Gemeinschaft aus. Viele Religionsgemeinschaften sind sehr heterogen. Entsprechend gibt es konservative und liberale Strömungen und damit auch unterschiedliche Geschlechterbilder innerhalb einer Gemeinschaft. Je nach dem mit wem man es zu tun hat, ergibt sich ein anderes Bild. Wir sprechen daher eher von einer Dynamik, in der Persistenz und Wandel beobachtet werden können, als von einem Bruch zwischen alten und neuen Vorstellungen. In diesem Sinne ergänzen sich die beiden Studien.

Sarah Beyeler: Ich bestätige diese Aussage. Der Wandel ist stark generationenabhängig. Die Werte und Normen der älteren Ahmadis, die einen grossen Teil ihres Lebens in Pakistan verbracht haben, existieren neben den liberaleren Vorstellun-

gen der jungen, die grösstenteils in der Schweiz aufgewachsen sind. Die Generation, die vermehrt für Veränderungen eintritt, stösst somit erst nach. Ein deutlicher Wandel dürfte daher mit der nächsten Generation eintreten.

Das Forschungsprojekt «Migration und Religion: Perspektiven von Kindern und Jugendlichen»

Mit der Studie wollten die Forschenden die Zusammenhänge zwischen Migration und Religion bei Jugendlichen besser verstehen. Sie befragten Kinder von Zuwandernden in Schulen und im familiären Umfeld und fanden heraus, dass die meisten von ihnen eigene Wege finden, um ihre Religion und Kultur zu leben.

Leitung der Forschungsgruppe: Prof. Christian Giordano, Universität Freiburg

Projektleitung: Dr. Brigit Allenbach, Dr. Pascale Herzig, Universität Freiburg

Mitarbeit: Monika Müller, Universität Freiburg

Kontakt: brigitt.allenbach@unifr.ch

Schlussbericht: www.nfp58.ch → Projekte → Jugendliche, Schule und Religion

Das Forschungsprojekt «Ein Vergleich der Ahmadi- und Alevdiaspora in der Schweiz»

Die Forschungsgruppe hat untersucht, wie die muslimischen Gemeinschaften der Ahmadi und der Aleviten mit den Eingliederungsbedingungen in der Schweiz umgehen. Sie hat festgestellt, dass die Ahmadi Negativbilder des Islams korrigieren wollen, während die Aleviten versuchen, sich von anderen muslimischen Gemeinschaften zu distanzieren.

Leitung der Forschungsgruppe: Prof. Martin Sökefeld, Universität Bern

Mitarbeit: Sarah Beyeler und Virginia Suter Reich, Universität Bern

Kontakt: sarah.beyeler@iash.unibe.ch

Schlussbericht: www.nfp58.ch → Projekte → Muslime in der Schweiz

Interview mit Prof. Martin Baumann «Immigration als Chance für Frauen»

Mit der Einwanderung in die Schweiz gewinnen Migrantinnen häufig neue Handlungsmöglichkeiten im Alltag und in der Religionsausübung. Im Interview erläutert Prof. Martin Baumann, Leiter eines NFP 58-Forschungsprojekts, dieses Phänomen am Beispiel der tamilischen Hindus und vietnamesischen Buddhisten in der Schweiz.

Martin Baumann, haben sich die Geschlechterrollen bei den tamilischen Hindus und den vietnamesischen Buddhisten nach der Einwanderung in die Schweiz verändert?

Eine Veränderung ist aufgetreten, aber erst mit der Zeit. Zunächst waren die Frauen zu Hause für die religiöse Erziehung der Kinder zuständig, in den Tempeln und Pagoden hatten die Männer das Sagen. Mit der Zeit begannen die Frauen, einer Arbeit nachzugehen und Geld zu verdienen.

Mit welcher Wirkung?

Durch die Arbeitstätigkeit gewannen die Frauen an Eigenständigkeit und Unabhängigkeit vom Ehemann. In der Schweiz können sich diese Frauen der Kontrolle der Grossfamilie besser entziehen als in der alten Heimat. Im Extremfall, etwa bei häuslicher Gewalt, gelingt es ihnen eher, sich vom Mann zu trennen. Die grosse Veränderung in Bezug auf die Gleichberechtigung lässt sich jedoch vielfach erst bei der zweiten Generation beobachten. Die Töchter sind in den meisten Fällen wesentlich selbstbewusster als ihre Mütter. Sie sprechen beide Sprachen und können sich in beiden Welten souverän bewegen.

Werden auch religiöse Traditionen an die neuen Verhältnisse in der Schweiz angepasst?

Die veränderten Lebensumstände machen Veränderungen in den Religionsgemeinschaften geradezu notwendig. Bei den vietnamesischen Buddhisten hat beispielsweise der akute Mangel an religiösen Spezialisten dazu geführt, dass Frauen mit guter Bildung in den Pagoden vermehrt Verantwortung übernommen haben. Sie leiten beispielsweise öffentliche Führungen oder gewisse religiöse Rituale. Auch bei tamilischen Hindus beteiligen sich Frauen vermehrt aktiv an den Zeremonien.

Birgt die neue Situation im Aufnahmeland auch Chancen für die Männer?

Teilweise nutzen Männer Angebote zur Weiterbildung und kommen beruflich voran. In den meisten Fällen waren sie aber in ihren Herkunftsländern beruflich

wesentlich besser gestellt. Auch innerhalb der Familie wird ihre Stellung in der Diaspora geschwächt, da Frauen und Kinder die Chancen und Möglichkeiten der neuen Umwelt nutzen und eigene Ansprüche geltend machen. Allerdings ist das je nach Familie verschieden. Es kommt auch sehr auf das Bildungsniveau in der Familie an.

Das Forschungsprojekt «Wandel von Geschlechterrollen tamilischer Hindus und vietnamesischer Buddhisten in der Schweiz»

Die Forschungsgruppe um Prof. Martin Baumann konnte zeigen, dass die tamilischen Hindus und die vietnamesischen Buddhisten in der Schweiz ihre religiöse Praxis teilweise an die hiesigen Lebensumstände angepasst haben. So haben sie etwa religiöse Feste verkürzt und auf das Wochenende verlegt. Die Forschenden haben zudem beobachtet, dass sich religiöse Aktivitäten zunehmend vom Privathaushalt in den hinduistischen Tempel, respektive die vietnamesische Pagode verlagern.

Leitung der Forschungsgruppe: Prof. Martin Baumann, Universität Luzern

Mitarbeit: Rafaela Eulberg, Frank-André Weigelt, Universität Luzern

Kontakt: martin.baumann@unilu.ch

Schlussbericht: www.nfp58.ch → Projekte → Religiöse Vielfalt und Schweizer Gesellschaft

Teil III: Rechtliche Fragen und Religion in der Schule

Der säkulare Staat in der Zwickmühle

Die in vielen Religionen heiklen Themen Geschlechtergleichheit und Sexualität führen in der Schule hin und wieder zu Konflikten, etwa wenn es um die Dispensation vom Schwimmunterricht geht. Einige Auseinandersetzungen werden vor Gericht gezogen, teilweise bis vor Bundesgericht. Gerichtsurteile können helfen, die Rolle des Staates zu klären. Wichtig bleibt laut Experten aber, jede Situation individuell zu beurteilen.

Die Grundrechte in der schweizerischen Bundesverfassung gewähren im persönlichen Bereich manchmal mehr Freiheiten als manche Religionsgemeinschaften ihren Mitgliedern zugestehen. Kommt es zu Konflikten, befindet sich der Staat in einer Zwickmühle: Einerseits muss er die Grundrechte der Individuen schützen und durchsetzen, andererseits verpflichtet ihn die Bundesverfassung auch, die Glaubens- und Religionsfreiheit der Religionsgemeinschaften zu wahren. Gemäss den Rechtsexpertinnen und -experten des NFP 58 kann der Staat die Religionsfreiheit einschränken, wenn das öffentliche Interesse die privaten Interessen überwiegt, beispielsweise in der öffentlichen Schule.

Die in vielen Religionen heiklen Themen Geschlechtergleichheit und Sexualität führen in der Schule hin und wieder zu Konflikten, etwa wenn es um die Dispensation vom Schwimmunterricht oder um eine kopftuchtragende Lehrerin geht. In den letzten Jahren stand die Schule wegen solchen Fällen mehrmals im Zentrum der öffentlichen Debatte. Einige Auseinandersetzungen wurden vor Gericht gezogen, teilweise bis vor Bundesgericht.

Wandel der Rechtsprechung. Ein Bundesgerichtsentscheid kann gemäss den Experten helfen, die Aufgabe des Staates in Streitfällen zu klären. Das Gericht kann einen Sachverhalt über die Zeit aber auch anders beurteilen als es das ursprünglich getan hat. So änderte das Bundesgericht 2008 einen ersten Entscheid über eine Dispensation vom Schwimmunterricht aus dem Jahr 1993 ab, weil es die in Frage stehenden Rechtsgüter anders gewichtete. 1993 gab es dem Kläger, einem muslimischen Vater, Recht und anerkannte, dass die muslimischen Bekleidungs Vorschriften nicht mit dem gemischtgeschlechtlichen Schwimmunterricht vereinbar sind. 2008 anerkannte das Bundesgericht zwar, dass die Teilnahme am Schwimmunterricht einen Eingriff in die Religionsfreiheit darstellt, lehnte die Dispensation jedoch ab. Das öffentliche Interesse sei höher zu gewichten, da der

Schwimmunterricht eine integrative Wirkung für ausländische Kinder habe und dazu diene, sie an die Bekleidungsitten in der Schweiz zu gewöhnen.

Die geänderte Rechtspraxis zeigt, dass das Bundesgericht die persönliche Freiheit in diesem Bereich der Staatstätigkeit in den letzten Jahren weniger stark, das öffentliche Interesse dagegen stärker gewichtet hat. Es zeigt ausserdem, dass juristische Entscheide nicht vorschnell verallgemeinert werden dürfen, sondern situationsspezifisch interpretiert werden müssen.

Gemäss den Experten gilt dies nicht nur in Bezug auf die Religionsfreiheit der Schüler, sondern auch auf die der Lehrpersonen. Die rechtliche Situation der Lehrerinnen und Lehrer präsentiert sich allerdings etwas anders. Sie repräsentieren in der öffentlichen Schule den Staat und müssen in religiösen Fragen daher neutral auftreten. Ein Bundesgerichtsurteil von 1997, das eine Lehrerin dazu verpflichtete, im Unterricht ihr Kopftuch abzulegen, bestätigt dieses Prinzip. Das Kopftuch wurde im Urteil als religiöses Symbol bewertet, das nicht mit der Neutralität des Staates und somit auch nicht mit dem Lehramt vereinbar ist. Dieses Urteil ist bei Experten nicht unumstritten. Beispielsweise wird argumentiert, ein sichtbares Glaubensbekenntnis ermögliche den Schülern, Toleranz und Verständnis zu erlernen.

Für betroffene Lehrerinnen ist es gemäss den Forschenden des NFP 58 meist ein prägendes Erlebnis, das Kopftuch abzunehmen (siehe Seite 28). Denn neben dem religiösen Aspekt ist das Kopftuch für die Trägerinnen oft auch ein Bestandteil ihrer Identität und ein Zeichen der Zugehörigkeit zur religiösen Gemeinschaft.

Sammelband «Religion und Integration aus der Sicht des Rechts»

Der von Prof. René Pahud de Mortanges, Mitglied der Leitungsgruppe des NFP 58, herausgegebene Sammelband enthält neun Beiträge zu den juristischen Aspekten von Religion, Integration und Gleichstellung. Dieser Artikel bezieht sich auf die Beiträge von Dr. Judith Wytenbach und Dr. Christoph Winzeler.

Herausgeber: Prof. René Pahud de Mortanges, Universität Freiburg. Schulthess Juristische Medien AG. 2010.

Autoren: Dr. Judith Wytenbach, Universität Bern und Dr. Christoph Winzeler, Universität Freiburg

Fallbeispiel

«Ich war gedemütigt als ich das Kopftuch abnehmen musste»

Aymara Güney ist Schweizer Staatsbürgerin türkischer Herkunft und Muslimin. Die 21-jährige angehende Lehrerin ist in der Schweiz geboren und aufgewachsen. Sie trägt seit sie 12 Jahre alt ist ein Kopftuch. Einer Forscherin des NFP 58 hat sie erzählt, wie sie zwischen zwei Kulturen lebt und was es bedeutet, in der Schweiz eine Lehrerin mit Kopftuch zu sein.

«Es war, als ich in die Sekundarschule kam. Zuerst hat meine Cousine das Kopftuch angezogen. Dann kam meine Schwester. Somit war es für mich auch normal. Ich wollte es machen, weil im Koran steht, dass man die Haare bedecken soll. Im Gymnasium habe ich meine Kleidung zum ersten Mal kritisch hinterfragt, weil meine Mitschüler Interesse daran zeigten. Ich habe überlegt, ob ich zufrieden bin oder ob sie mich stört. Und ich fand, ich sei recht frei, was die Kleidung betrifft. Ich fühlte mich nicht eingeengt, weil ich alles anziehen konnte, was ich wollte, auch Hosen und manchmal auch engere Sachen. Hin und wieder ziehe ich auch etwas kürzere Röcke an, aber natürlich nicht ganz kurze. Beim Sport trage ich, wenn es sein muss, auch mal kurzärmelige Oberteile. Das Kopftuch trage ich immer.

An der Pädagogischen Hochschule habe ich das Gefühl, man traut mir wegen des Kopftuchs weniger zu als den anderen. Ich denke, die Leute fragen sich dauernd ‚Kann sie Deutsch? Wie gut kann sie es? Spielt die Religion bei ihr eine Rolle?‘ Ich habe das Gefühl, man schaut mir auf die Finger. Ich muss deswegen vorsichtig sein in meinem Verhalten – mehr als andere.

«Ich habe geweint, weil ich auf mein Kopftuch reduziert wurde. Dabei bin ich ohne Kopftuch doch nicht anders als mit.»

Aymara Güney (21), angehende Lehrerin (Die Forschungsgruppe hat den Namen geändert)

Als mir vor meinem ersten Praktikum als Lehrerin untersagt wurde, das Kopftuch zu tragen, war das ein Schock und ich habe geweint. Ich fühlte mich gedemütigt, weil ich auf mein Kopftuch reduziert wurde. Dabei bin ich ohne Kopftuch doch nicht anders als mit. Doch dann habe ich mich mit den Schriften auseinander gesetzt und erkannt, dass im Islam gilt, die Religion solle einen nicht am Leben hindern. Es gibt keinen Zwang. Da ich unbedingt weiterstudieren wollte, habe ich das Kopftuch für das Praktikum zum ersten Mal nach sechs oder sieben Jahren abgelegt. Zuerst war es krass und ich fand es unnatürlich. Mit der Zeit hatte ich aber nicht mehr das Gefühl, mich zwischen irgendwas entscheiden zu müssen.

Wenn ich ohne Kopftuch gehe, ist das für mich Schule und in meinem Privatleben kann ich sein wie ich will.

Ich selbst sehe mich als moderne Muslimin. Ich möchte mich beruflich verwirklichen. Ich ziehe das an, was andere Türken nicht so oft anziehen. Mit meinem Kleidungsstil möchte ich meine Individualität zeigen. Es amüsiert mich, wenn meine Mutter sich beklagt, ich würde auf Hochzeiten auftreten wie eine Bäuerin und auf der Strasse hergerichtet wie für eine Hochzeit.

Das Kopftuch ist für mich auch ein Modeaccessoire. Viele immigrierte Musliminnen sehen es als Modestück. Man kann es vielfältig tragen und ich kann daraus ablesen, woher eine Trägerin stammt und ob sie eher als Tussi oder als altmodisch einzustufen ist.

Wenn man keine Schweizerin ist, wird man komisch angeschaut. Umso mehr, wenn man ein Kopftuch trägt. Dies gilt vor allem für ländliche Gebiete und Dörfer. In den Städten ist man sich gewohnt, unterschiedliche Leute zu sehen. Da passiert das seltener. Wenn ich auf der Strasse schräg angeschaut werde, fühle ich mich nicht schlecht, aber manchmal schon unwohl. Trotzdem gehe ich mit dem Kopftuch überall hin, ins Theater, ins Kino oder in die Disco. Ich gehe auch schwimmen. Ich mache alles, gerade auch, um gegen das Bild der unterdrückten muslimischen Frau anzugehen. Ich möchte, dass die Leute sehen ‚Aha, die kommt auch hierher, also machen die Musliminnen doch alles. Sie sind gar nicht so anders als wir‘.»

Die Studie «Religiöse Kleidungspraxis zwischen Zugehörigkeit und Differenz»

Die Untersuchung ist ein Teilprojekt der NFP 58-Studie «Konflikte um sichtbare Zeichen religiöser Identität». Die Forscherin untersuchte, welche Bedeutung religiöse Kleidung für ihre Trägerinnen und Träger hat und wie die Kleidung von der eigenen Religionsgemeinschaft und Andersgläubigen wahrgenommen wird.

Leitung Gesamtprojekt: Prof. Dorothea Lüddeckens, Universität Zürich

Teilprojekt Kleidung: Jacqueline Grigo, Universität Zürich

Kontakt: jacqueline.grigo@uzh.ch

Schlussbericht: www.nfp58.ch → Projekte → Religion, Medien und Politik

Das NFP 58 in Kürze

Das Nationale Forschungsprogramm «Religiöse Gemeinschaften, Staat und Gesellschaft» (NFP 58) ist ein anwendungsorientiertes Forschungsprogramm des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF). Es soll den Mangel des Bundes und der Kantone an wissenschaftlichen Informationen über die religiösen Gemeinschaften in der Schweiz und ihr Verhältnis zu Staat und Gesellschaft beheben.

Der Bundesrat hat das NFP 58 am 2. Dezember 2005 genehmigt. Seit 2007 arbeiten 28 Forschungsgruppen an ihren oft interdisziplinären Projekten. Sämtliche Arbeiten werden 2011 abgeschlossen. Das NFP 58 verfügt über ein Gesamtbudget von 10 Millionen Franken.

Präsident: Prof. Dr. Christoph Bochinger (Christoph.Bochinger@uni-bayreuth.de)
Kordinatorator: Dr. Christian Mottas – SNF (cmottas@snf.ch)
Umsetzungsbeauftragte: Almut Bonhage (almut.bonhage@bonhage.ch)

www.nfp58.ch, www.snf.ch

Das Querschnittprojekt «Uncovering Gender»

Das Ziel des Querschnittprojekts «Uncovering Gender» war es, den Aspekt Geschlecht in die NFP 58-Studien einzubeziehen. Das Projekt ging der Frage nach, inwieweit die Geschlechterperspektive den NFP 58-Projekten zur Beantwortung ihrer Forschungsfragen bezüglich Religion, Staat und Gesellschaft nützlich ist.

Projektleitung: Prof. Dr. Janine Dahinden (janine.dahinden@unine.ch)
Mitarbeit: Dr. Anne Lavanchy (anne.lavanchy@ed.ac.uk), Dr. Anna-Katharina Höpflinger (a.hoepflinger@access.uzh.ch)

www.uncovering-gender.ch

Impressum

NFP 58, Themenheft V, April 2012
Konzept und Redaktion: Xavier Pilloud, Sarah Camenisch, Myriam Käser – Bonhage PR AG
Design und Layout: Senger und Partner GmbH
Bilder: Mélanie Rouiller, Anna-Katharina Höpflinger
Produktion: Jordi AG – das Medienhaus, CH-3123 Belp



SCHWEIZERISCHER NATIONALFONDS
ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG